

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt im Senegal

08. Januar bis 22. Februar 2003

Alphabetisierung im Senegal

Von Dirke Köpp

Senegal vom 08.01. – 22.02.2003
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung



Inhalt

1. Grundlegendes	147
2. Verschiedene Institutionen	148
2.1 Die Direction de l'Alphabétisation et de l'Éducation de Base	148
2.2 PAPA: Programme d'Appui au Plan d'Action	152
3. Verschiedene Initiativen	154
3.1 Alpha-Femmes: Senegalo-deutsche Zusammenarbeit	154
3.2 ASAFODEB: Eine senegalo-senegalesische Initiative	155
3.3 Das Radio Ndef Leng FM	160
3.4 Die Wolof-Fulfulde-Zeitung Lasli-Njelbéen	163
3.5 In der École de la rue Tolbiac	164
3.6 Besuch in der Pilotklasse der Grundschule Babacar Ndiaye Wack II	166
4. Verschiedene Meinungen zum Gebrauch von Nationalsprachen	168
4.1 „Doomi Golo“: Ein Roman auf Wolof	168
4.2 „A Leap Out Of The Dark“: Ein senegalesischer Roman auf Englisch	171
5. Schluss	173
5.1 Danksagung	174

Dirke Köpp, geboren 1975 in Kleve am Niederrhein, aufgewachsen in Xanten. Magisterstudium der Afrikanistik, Ethnologie, Französischen und Englischen Philologie in Köln und Paris. Journalistisch tätig seit 1992; während des Studiums freie Mitarbeit und Praktika bei der Rheinischen Post, der Deutschen Welle, der Frankfurter Rundschau, der Süddeutschen Zeitung und AFP. Zahlreiche Recherchen und andere Aufenthalte in Afrika. Schreibt derzeit an einer Dissertation zum Thema „Afrika in der deutschen populären Presse 1950-2000“ und arbeitet bei der Rheinischen Post.

Prolog

„Ein Land, in dem die Frauen nicht zur Schule gehen,
ist wie ein Vogel mit nur einem Flügel.“
(Nafissatou Diedhiou Seck)

Als UN-Generalsekretär Kofi Annan am 13. Februar 2003 in New York offiziell die Weltalphabetisierungsdekade eröffnete, befand ich mich gerade im Senegal – mitten in einer Recherche zu... Alphabetisierung.

Nach Schätzungen der UNESCO wachsen weltweit mehr als 100 Millionen Kinder ohne Schulbildung auf, 862 Millionen Menschen führen ein Leben ohne Schrift. Zwei Drittel dieser Analphabeten sind Frauen, und zwar vor allem in Entwicklungsländern. Analphabetismus und Armut sind eng miteinander verbunden. Ziel der Weltalphabetisierungsdekade ist es, die Zahl der Analphabeten bis zum Jahr 2015 um die Hälfte zu reduzieren.

Wer Zahlen und Statistiken zur Alphabetisierung im Senegal liest, muss unweigerlich an Winston Churchill und seinen Ausspruch denken: „Traue nur der Statistik, die du selbst gefälscht hast.“ Während nämlich die Direction de l’Alphabétisation et de l’Education de Base (DAEB), dem senegalesischen Erziehungsministerium unterstehend, für das Jahr 2000/2001 bereits von 39,6 Prozent Analphabeten spricht, geht die Unesco für das gleiche Jahr noch von 61,6 Prozent aus. Selbst für das Jahr 2015 prognostiziert die UN-Behörde nur eine Reduktion auf 48,5 Prozent. – Das Problem mag auf verschiedenen Ebenen liegen: Von Beschönigungstendenzen seitens der senegalesischen Regierung einmal abgesehen, ist es sicher problematisch, dass die letzte Volkszählung, die genaue Zahlen liefern konnte, 15 Jahre zurückliegt (die Ergebnisse der im Dezember 2002 durchgeführten liegen noch nicht vor) und es insofern nur Schätzungen gibt. Darüber hinaus ist es schwierig festzulegen, wer als Analphabet gilt und wer nicht. Denn Alphabetisierung wird im Senegal zu mehr als 90 Prozent in Nationalsprachen

betrieben. Betrachten sich die alphabetisierten Menschen danach als vollwertig des Lesens und Schreibens kundig? Und wird in den Schätzungen der Tatsache Rechnung getragen, dass ein großer Teil der alphabetisierten Menschen mangels Übung nach kurzer Zeit wieder in den Analphabetismus zurückfällt? Schon prinzipiell, vor allem aber nach meinen eigenen Recherchen im Senegal bin ich geneigt, den Statistiken der Unesco mehr zu glauben, als denen der senegalesischen Behörde.

1. Grundlegendes

Die größten Geldgeber der Alphabetisierungskampagne im Senegal, einem Land von ca. 10,6 Millionen Einwohnern (2002, geschätzt), sind die Weltbank und Kanada. Weitere Projekte werden von kleineren Organisationen finanziert, beispielsweise der Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ), ENDA oder dem Office d'Enseignement Catholique. Der Unterschied zwischen Projekten wie denen der Weltbank und beispielsweise der GTZ liegt in der Dauer der Projekte. Während bei den Projekten der Weltbank oder Kanadas leicht der Eindruck entsteht, es geht in erster Linie darum, möglichst viele Menschen innerhalb von möglichst kurzer Zeit zu alphabetisieren, liegt bei den Projekten der GTZ der Schwerpunkt auf der Nachhaltigkeit: Die Kampagnen sind auf eine Zeit von drei Jahren angelegt. In den ersten zwei Jahren lernen die SchülerInnen – der Frauenanteil muss laut Auflagen der Regierung mindestens 65 Prozent betragen, liegt meist aber weit darüber – zunächst lesen und schreiben; das letzte Jahr wird vor allem für Wiederholung und Konsolidierung der Kenntnisse verwandt. Dafür werden kleine Bibliotheken ins Leben gerufen, in denen die Lese- und Schreibkundigen sich Bücher ausleihen können, um die frisch erworbenen Kenntnisse nicht wieder zu verlernen.

Doch die Produktion von Büchern in Nationalsprachen gestaltet sich noch schwierig. Es fehlt an Geld; bisher sind es meist Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit, die solche Publikationen finanzieren. „Im Moment kann noch kein privater Verleger davon leben, Bücher in Nationalsprachen zu veröffentlichen“, sagt Sonja Fagerberg-Diallo. Die Amerikanerin arbeitet seit den 1980er Jahren im Senegal. Ihre Organisation ARED (Associates in Research and Education for Development) entwickelt und publiziert Bücher in Nationalsprachen. ARED ist einer von nur rund einem Dutzend Verlegern in Westafrika, die sich auf einheimische Sprachen spezialisiert haben. Alle kämpfen um jeden Pfennig: „Es gibt einfach noch nicht genug potentielle Leser, d. h. Menschen, die tatsächlich in den Nationalsprachen lesen kön-

nen. Außerdem reicht die Kaufkraft der Leute hier vor Ort nicht aus, um einen solchen Verlag rentabel zu machen. Und Buchhandlungen für Bücher in Nationalsprachen zu interessieren, ist ein weiteres Problem.“ ARED hat ein eigenes Verkaufssystem entwickelt, bei dem potentielle Verkäufer eine bestimmte Anzahl Bücher verbilligt einkaufen, damit durch verschiedene Dörfer fahren und sie mit Provision verkaufen.

Derzeit verfügt ARED über etwa 100 Titel. Die meisten davon sind auf Fulfulde, rund 40 in andere Sprachen übersetzt. Der Vorteil der Fulfulde-Bücher ist, dass diese auch in den Nachbarländern abgesetzt werden können. Trotzdem bleibt es bei nur knapp 40.000 verkauften Exemplaren pro Jahr.

Die Produktionskosten jedoch sind hoch, denn: „Ein Buch in einer Nationalsprache herzustellen, nimmt mindestens vier Mal so viel Zeit in Anspruch, wie ein Buch auf Französisch zu publizieren“, weiß Sonja Fagerberg-Diallo. Das liegt an vielerlei Faktoren, zum Beispiel an der Technik, wie die Amerikanerin erklärt: „Die Buchstaben entsprechen nicht immer dem französischen Alphabet. Wenn man da nicht die nötige Software hat, um Buchstaben einzufügen, kann man keine Bücher drucken. Vor der Einführung des Computers war natürlich alles noch schwieriger.“ Problematisch bleibt, dass oftmals diejenigen, die ein Buch für die Veröffentlichung abtippen, der Sprache selbst nicht mächtig sind: „So schleichen sich viele Tippfehler ein“, sagt Fagerberg-Diallo. Ein anderes Problem bei der Produktion von Büchern in Nationalsprachen ist die uneinheitliche Orthographie. Die Buchstaben sind zwar festgelegt, darüber aber, wie Wörter letztendlich geschrieben werden, gehen die Meinungen auseinander. Das führt oft zu Unstimmigkeiten, beispielsweise zwischen der staatlichen Behörde, der Direction de l'Alphabétisation et de l'Education de Base, und Wissenschaftlern der Universität.

2. Verschiedene Institutionen

2.1 Die Direction de l'Alphabétisation et de l'Éducation de Base

„Wir müssen die Schule den Leuten wieder näher bringen“, sagt Alassane Ndiaye, Direktor der Direction de l'Alphabétisation et de l'Education de Base (DAEB). Seit 1993 engagiert sich der senegalesische Staat verstärkt für die Alphabetisierung seiner Bevölkerung. Das tut Not in einem Staat, in dem zwei Drittel der Menschen weder lesen noch schreiben können. Die höchsten Analphabetenraten lassen sich in den Regionen Tambacounda, Kolda, Diourbel und Kaolack feststellen. Tambacounda und Kolda liegen in der Casamance im Süden des Senegal, einer Region, in der seit 20 Jahren

Separatisten gegen die Zentralregierung kämpfen. Das Problem des Analphabetismus in Diourbel hingegen befindet sich auf einem anderen Niveau: Hier zieht die islamische Bruderschaft der Mouriden die Fäden, die eine Alphabetisierung auf Französisch ablehnen. Zeitweise gab es beispielsweise im Wallfahrtsort Touba nicht eine einzige französische Schule.

„Für die Entwicklung unseres Landes und der Gesellschaft ist es wichtig, dass die Menschen lesen und schreiben können“, sagt Ndiaye. „Leute, die keine Zeitung lesen, sich nicht politisch informieren können, sind nicht in der Lage, aktiv dazu beizutragen.“ Auf den Einwand, dass die meisten Alphabetisierungsprojekte im Senegal in Nationalsprachen abgehalten werden, Literatur und Zeitschriften in diesen Sprachen sich aber an einer Hand abzählen lassen, geht er kaum ein. Er weicht aus: „Wir haben auch schon den Gedanken gehabt, Alphabetisierung auf Französisch anzubieten. Aber das ist für den Augenblick noch Zukunftsmusik.“

Er kommt zurück auf die Wichtigkeit der Nationalsprachen: „Unsere Sprachen sind der Schlüssel zu unseren Kulturen. Wenn wir unsere Sprachen verlieren, kommen uns auch unsere Traditionen, unser kulturelles Erbe abhanden.“ Wissenschaftler haben darüber hinaus nachgewiesen, dass Kinder in ihrer Muttersprache besser und effektiver lernen als in jeder anderen. „Es ist für die Kinder einfacher, in ihrer Muttersprache zu lernen. So können beispielsweise die Grundlagen in Mathematik gelegt werden, auf die sie sich später stützen, wenn sie Französisch sprechen“, bekräftigt Mbaye Mbengue aus dem Ministerium für Grundbildung und Alphabetisierung. „Aber wir brauchen eine Sprache für die internationale Verständigung.“

1993 fiel mit dem Kolloquium von Kolda der Startschuss für eine konsequentere Alphabetisierungspolitik in Nationalsprachen. Es wurde ein Aktionsplan mit verschiedenen Direktiven entwickelt, mit dem die Zahl der Analphabeten jährlich um fünf Prozent reduziert werden sollte. Bei einem weiteren Kolloquium, 1995 in Saint Louis, ging es um formelle und informelle Bildung: Das Konzept „Écoles Communautaires de Base“ (ECB) wurde entworfen: Dorthin sollten nach Meinung von Mamadou Ndoye, dem ehemaligen Alphabetisierungsminister, alle die gehen, die auf dem formellen Bildungsweg gescheitert sind. Die Rate sei zu hoch, um akzeptabel zu sein. Es war an der Zeit, über ein Alternativmodell nachzudenken.

In der auf vier Jahre angelegten Ausbildung in der ECB lernen die Kinder im ersten Jahr ausschließlich in der Nationalsprache. Im zweiten Jahr findet der Unterricht weiterhin in der Nationalsprache statt, Französisch wird aber bereits gesprochen. Im dritten Jahr wird weiter in der Nationalsprache gelehrt und Französisch geschrieben. Im vierten Jahr schließlich findet der Unterricht in der Nationalsprache und auf Französisch statt. Diese Mischung der beiden Sprachen soll den SchülerInnen den Wechsel auf eine weiterfüh-

rende Schule ermöglichen. Derzeit existieren im Senegal rund 320 ECB für ca. 3000 Jungen und 6350 Mädchen. Der Mädchenüberschuss erklärt sich auch in den ECB mit dem Mindestanteil Frauen (65 Prozent).

Frauen sind in Afrika die eigentlichen Haushaltsvorstände. Sie sind es, die häusliche Probleme lösen, für die Kindererziehung verantwortlich sind, Krankenpflege betreiben und auch finanzielle Dinge regeln. Ihr Bildungsdefizit steht in eklatantem Widerspruch zu ihrer zentralen Rolle in Gesellschaft und Familie. „Bilde einen Mann und du bildest eine Person. Bilde eine Frau und du bildest eine Nation, heißt es im Sprichwort. „Wir müssen den Frauen die Möglichkeit geben, sich der Welt zu öffnen, sich ausdrücken zu können“, umschreibt Ndiaye die Relevanz der Priorität von Frauen in der Alphabetisierung. „Ich freue mich jedes Mal, wenn ich eine Frau sehe, die zu einer Versammlung mit Stift und Block kommt um mitzuschreiben. Es muss alltäglich werden, so etwas zu sehen“, wünscht er sich.

Die von einer senegalesischen Linguistin geäußerte Hypothese, dass die Verwaltung nicht überzeugt hinter dem Projekt der Alphabetisierung stünde, scheint dennoch plausibel. Sie wird etwa dadurch bestätigt, dass die DAEB in der Vergangenheit und bis heute immer marginalisiert war: Sie gehörte zu den verschiedensten Ministerien, stand immer hinter den Bemühungen um Grundschulen und formelle Bildung zurück. Auch derzeit hängt das Budget des Ministeriums für Grundbildung und Alphabetisierung von dem des Erziehungsministeriums ab. Im Haushaltsjahr 1999/2000 wurden nur 0,2 Prozent (!) des Erziehungsbudgets für Alphabetisierung und Grundbildung ausgegeben, im Vergleich zu 62,1 Prozent für Grundschulbildung.

Im Jahr 2003 standen dem Senegal laut Alphabetisierungsdirektor Ndiaye rund 4,7 Millionen Euro für die Alphabetisierung zur Verfügung. Rund zwei Drittel davon stellte die Weltbank – und trug damit dazu bei, dass der Schuldenberg des Landes weiter wächst. Das einzige nationale Alphabetisierungsprogramm ist PAIS (Programme d'Alphabétisation Intensif du Sénégal). 2004 aber, so Ndiaye, wolle das Finanzministerium die eigenen Mittel verdoppeln. „Unsere bisherigen Ergebnisse sind durchaus sehenswert und ermutigend! Rund 1,5 Millionen Menschen sind in die verschiedensten Programme involviert.“ Er redet sich in Begeisterung: „Wir müssen noch weitergehen als bisher und Strategien finden, mit denen wir noch schneller noch mehr Menschen alphabetisieren können – und das für weniger Geld.“ Dabei gehe es vor allem darum, in die Ausbildung der Lehrer und die Konzeption didaktischen Materials zu investieren. „Außerdem müssen wir politische, religiöse und soziale Meinungsführer in unser Programm integrieren und die internationalen Geldgeber davon überzeugen. Natürlich ist es gut und wichtig, Straßen oder Brunnen zu bauen, aber noch wichtiger ist es, die Menschen zu alphabetisieren und ihnen die Chance zu geben, sich für ihre eigene Entwicklung zu engagieren.“

Auch auf staatlicher Ebene soll mehr getan werden. In der „semaine de l’alphabétisation“, also der Alphabetisierungswoche, werden beispielsweise seit dem Jahr 2001 die Beamten des senegalesischen Staates im Lesen und Schreiben der Nationalsprachen geschult. Bisher sind 30.000 von ihnen initiiert worden. Anlass dazu gibt es genug: „Bisher konnten unsere Beamten noch nicht einmal Briefe beantworten, die ihnen Menschen aus der Bevölkerung in Nationalsprachen geschrieben hatten“, sagt Mbaye Mbengue. Und das, obwohl die de-facto-Sprache der Verwaltung nicht etwa die Amtssprache Französisch ist, sondern das einheimische Wolof. Lediglich Dokumente werden in der offiziellen Sprache verfasst.

Ministeriumsmitarbeiter Mbengue hat während der ersten Alphabetisierungswoche in der Nationalen Polizeischule in Dakar assistiert. Die Begeisterung der PolizistenschülerInnen spürte er nicht nur, sie wurde auch von einem Oberst an ihn herangetragen: „Er hat uns auch darum gebeten, die Lehrer der Polizeischule gründlich auszubilden, damit Alphabetisierung in Nationalsprachen zu einem festen Bestandteil der Polizistenausbildung wird“, berichtet Mbengue. Der Oberst habe ihm gegenüber hervorgehoben, wie viel praktischer es sei, wenn Polizisten in Nationalsprachen schreiben könnten. „Dann könnten Protokolle gleich in der Sprache aufgenommen werden, die die Person spricht, statt alles ins Französische übersetzen zu müssen. Denn Übersetzen heißt immer auch Verfälschen.“

Die Begeisterung, so Mbengue, habe leider nicht lange genug angehalten, um einen Auswertungsbericht zu schreiben. Ebenso sei 2002 die Ausbildung der Beamten nicht wiederaufgenommen worden, sondern es seien ausschließlich die geschult worden, die bisher noch nicht in den einheimischen Sprachen alphabetisiert worden seien: „Dabei wäre es doch sinnvoll gewesen, die Kenntnisse aus dem vorherigen Jahr zu vertiefen“, bedauert Mbengue. Er findet es frustrierend, dass so viele gute Ideen nicht in die Tat umgesetzt würden: „Die Senegalesen reden gerne, aber oft scheitert es dann eben an der Umsetzung.“ Vielleicht fehle ihnen die rechte Überzeugung, mutmaßt er. Denn an fehlenden finanziellen Mitteln liege es in diesem konkreten Fall wohl nicht: „Ich weiß von einem Workshop, der 50 Millionen Francs cfa (ca. 76.000 Euro) gekostet hat. Bis heute aber sind die Ziele dieses Workshops nicht realisiert worden – weil angeblich kein Geld da ist...“

2.2 PAPA: Programme d'Appui au Plan d'Action

Das kanadische Alphabetisierungsprogramm „Programme d'Appui au Plan d'Action“ zählt mit dem von der Weltbank finanzierten „Projet d'Alphabétisation Priorité Femmes“ (PAPF) zu den größten im Senegal. Die beiden Programme werden in jeweils sechs bzw. fünf Regionen des Senegal aktiv und finanzieren Projekte nationaler und internationaler Nicht-regierungsorganisationen. PAPA ist als Folge der Kolloquien über Alphabetisierung von Kolda und Saint Louis entstanden und soll den Aktionsplan des senegalesischen Staates finanziell unterstützen. Von 1996 bis 2001 hat der kanadische Staat 9,2 Millionen Euro für die Alphabetisierung im Senegal ausgegeben. Für die nächsten fünf Jahre bis 2006 ist das Budget auf rund 13,1 Millionen Euro erhöht worden.

„Dieses Geld repräsentiert rund 90 Prozent der Gesamtsumme“, erläutert Kassa Diagne. Der Senegalese, Direktor der kanadischen Organisation, sitzt hinter seinem großen Schreibtisch und lehnt sich zufrieden in seinem Sessel zurück. Er ist stolz auf seine Zahlen: Mit der von PAPA zur Verfügung gestellten Summe sind in den ersten fünf Jahren, der ersten Phase, laut Statistik 200.000 Personen alphabetisiert worden. Die Pro-Kopf-Kosten dabei belaufen sich auf knapp 35 Euro. „In der Zeit von PAPA II, also in den fünf Jahren der zweiten Phase, wollen wir genau so viele Menschen in unseren Kursen ausbilden“, sagt Kassa Diagne. Bei den Jugendlichen, die die ECB besuchen, sollen die Bemühungen sogar verstärkt werden: Nicht 6.000 wie in PAPA I, sondern 10.000 junge Menschen sollen während der zweiten Phase des Programms lesen und schreiben lernen.

Doch oft werden die Alphabetisierungskurse von PAPA bemängelt: Die Dauer von zehn Monaten betrachten viele als zu kurz: „Wer nur zehn Monate lang lernt und dann nichts mehr tut, der verlernt das Meiste recht schnell wieder“, sagen die Kritiker. Kassa Diagne weist die Kritik jedoch weit von sich und den LehrerInnen und TeilnehmerInnen der Alphabetisierungsklassen die Verantwortung zu: „Schon während der Kurse muss klar werden, dass es an den Schülern selbst ist, sich um ihre Post-Alphabetisierung zu kümmern.“ Lesestoff stelle PAPA ihnen zur Verfügung: Seit 1996 wurden rund 200 Titel à 1000 Exemplare gedruckt. Auf den Hinweis, dass zehn Monate für einen Erwachsenen unter Umständen nicht ausreichen, nachhaltig lesen und schreiben zu lernen, geht er nicht ein.

Stattdessen geht er auf die besten Schülerinnen ein. Die Hälfte von ihnen, so sagt er, werde in Programme von PAPA integriert und bekomme beispielsweise einen Job als Lehrerin oder Supervisorin: „Es kann ja nicht sein, dass 80 Prozent unserer Schüler Frauen sind und diese dann ausschließlich von Männern unterrichtet werden. Einige der männlichen Lehrer haben uns

auch zu verstehen gegeben, dass sie sich bei Themen wie Geschlechtskrankheiten oder Schwangerschaft unwohl fühlen.“

Die Einbindung der ehemaligen Schülerinnen betrachtet Diagne als gelungene Post-Alphabetisierungsmaßnahme. Eine andere Maßnahme, das Publizieren von Zeitungen in Nationalsprachen, sieht er kritischer: Zwar unterstütze PAPA in jeder Region eine Zeitung, deren regelmäßiges Erscheinen sei aber leider nicht immer garantiert.

Er mag keine Zweifel an seiner Arbeit, so viel ist klar. Dennoch bohre ich weiter, denn ich habe gehört, dass PAPA vor zwei Jahren ein Projekt für die Alphabetisierung von Blinden finanziert hatte. Die Bitte darum war von der Vereinigung für das soziale Fortkommen Blinden im Senegal (MPSAS) an PAPA herangetragen worden. „Blinde im Senegal haben oft keine andere Chance, als betteln zu gehen. Wenn sie alphabetisiert sind, stehen ihnen andere Möglichkeiten offen“, sagt Youssoufa Faye, Vorsitzender der MPSAS. Der 51-Jährige ist selbst blind, hat aber eine Spezialausbildung zum Lehrer gemacht. Um die Voraussetzungen für die Alphabetisierung von Blinden in Nationalsprachen zu schaffen, hat er die Transkription dieser Sprachen ins Braille vorgenommen.

PAPA ging auf die Bitte der Vereinigung ein und startete ein Versuchsprojekt: In Thiès und Dakar wurde jeweils eine Klasse à 15 Personen eröffnet. Vor allem die Ausstattung mit blindenspezifischem Material kam PAPA teuer zu stehen. Gerade das Papier war teuer. Dennoch konnten sich die Ergebnisse sehen lassen: Blinde lernten nicht mehr und nicht weniger schlecht als Sehende. Das Projekt aber wurde nicht verlängert. „Geld“, meint Youssoufa Faye. „Es war PAPA zu teuer.“

Kassa Diagne führt andere Gründe an: „Wir waren sehr angetan“, sagt er und lehnt sich zufrieden zurück: „Alles in Allem aber haben wir gezeigt, dass es möglich ist, Blinde im Senegal zu alphabetisieren. Und genau das wollten wir: Wir wollten die Aufmerksamkeit der Regierung auf dieses Projekt ziehen.“ Warum engagiert sich PAPA dann nicht weiter für die Blinden? „Wir können uns als Nichtregierungsorganisation nicht um ein Projekt kümmern, das sich auf den ganzen Senegal erstrecken soll“, weicht er aus. Das klingt nicht wirklich logisch, wenn man bedenkt, dass sich PAPA und PAPF auch nahezu den gesamten Senegal teilen, was die Alphabetisierung von sehenden Menschen angeht. Es bedarf mehrmaligen Nachhakens, bevor Diagne zugibt: „Ich kann meine angestrebten Zahlen nicht verwirklichen, wenn die Kosten pro Schüler rund 650 Euro betragen.“

3. Verschiedene Initiativen

3.1 Alpha-Femmes: Senegalo-deutsche Zusammenarbeit

Das Projekt Alpha Femmes der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) wurde 1996 gemeinsam mit dem senegalesischen Ministerium für Grundbildung in den Regionen Fatick und Kaolack ins Leben gerufen. In ländlichen Gebieten wie dort bestehen die größten Bildungsdefizite; weniger als 40% der Mädchen besuchen eine Schule, die Analphabetenrate bei Frauen liegt mit fast 85% weit über dem Landesdurchschnitt. Begleitend zu den Alphabetisierungskursen, für die die Frauen übrigens einen kleinen Obolus zahlen, bietet Alpha Femmes finanzielle Unterstützung für ein bestimmtes Projekt, beispielsweise Kleinhandel, Stofffärben, Seifenherstellung oder Verkauf von Second-Hand-Kleidung.

Gelernt wird da, wo Platz ist. In manchen Dörfern ist das in der Dorfschule, andere Klassen bauen sich einen Unterschlupf, wo sie ungestört sind. In Wardiakhal in der Region Kaolack ist der Klassenraum der Hof von Waly Fall, dem Präsidenten der Nichtregierungsorganisation Union des Groupement de l'Arrondissement de Mbandakhoune (UGAM). Zwischen Ziegen, Hühnern und Kühen, sitzen die Frauen auf Holzbänken und lauschen konzentriert ihrer Lehrerin. Am anderen Ende des Hofes kocht jemand, von Zeit zu Zeit überquert jemand den Hof. Doch die Schülerinnen lassen sich nicht stören.

Was hat sie motiviert, (noch einmal) die Schulbank zu drücken? „Ich wollte einfach mehr wissen, lesen, schreiben und rechnen lernen, um meinen Kleinhandel und den Haushalt besser im Griff zu haben. Vorher musste ich immer jemanden suchen, der für mich kalkulieren konnte, wieviel ich mindestens verlangen muss, wenn ich etwas verkaufen will, ohne Verluste zu machen. Jetzt kann ich das selbst tun“, sagt die 45-jährige Ami Thiaré.

Ihre Mitschülerin Ndeye Adama Diouf führt einen anderen Grund an: „Ich bin vier Jahre lang in die französische Schule gegangen und habe dort nichts verstanden, weil eben alles auf Französisch war. Für mich ist es auf Serer, also in meiner Muttersprache, so viel einfacher!“ Auslöser dafür, den Kurs aufzugeben, scheinen selten Motivations- oder Lernprobleme zu sein. Meist sind es ein Umzug oder die Trauerzeit nach dem Verlust des Ehemannes, die sie am Kommen hindern.

Es kann jedoch auch einmal passieren, dass Frauen unerwartet nicht erscheinen. Manchmal sind sie krank, manchmal aber sind sie zu einer Feierlichkeit gegangen, ohne sich zu entschuldigen. Wer jedoch unentschuldig fehlt, muss eine Geldstrafe in die Gemeinschaftskasse zahlen. Das Geld der Gemeinschaftskasse wird im Rahmen des Wirtschaftsprojektes der Klasse eingesetzt, es wird also zum Beispiel neuer Mais eingekauft, der dann von den Frauen weiterverkauft wird.

So wie die Frauen selbst über ihr Geld verfügen, werden sie auch in die Unterrichts- und Ferienplanung einbezogen. Sie entscheiden, an welchem Wochentag sie kommen wollen, in welcher Sprache sie lernen wollen und welche Themen besprochen werden sollen. Es gibt allerdings ein Grundkonzept, an das sie sich halten müssen. Dazu gehören etwa Themen wie Gesundheit, Hygiene, Aufklärung über Aids, Umweltschutz. Auch die Einführung ins Wirtschaften ist ebenso obligatorisch wie das Lernen von Lesen, Schreiben und den vier Grundrechenarten.

Die Kurse sind anstrengend, verlangen den Frauen viel Disziplin ab. Wenn sie etwas nicht verstanden haben, treffen sie sich privat noch einmal, um den Unterrichtsstoff gemeinsam erneut durchzugehen. Das erfordert viel Zeit und Organisationstalent, denn das alltägliche Leben geht weiter. Dass sie aber eines Tages keine Lust auf den Unterricht mehr haben könnte, ist für die 19-jährige Oli Niang aus Kaolack undenkbar: „Ich bin nie vorher zur Schule gegangen“, sagt sie. „Meine Mutter, die mit mir in dieselbe Klasse gegangen ist, hat mir eines Tages vorgeschlagen, lesen und schreiben zu lernen. Ich war begeistert. Ich wäre so gerne schon vorher zur Schule gegangen, hatte aber nie Gelegenheit dazu. Jetzt bin ich total froh, endlich etwas lernen zu dürfen.“

3.2 ASAFODEB: Eine senegalo-senegalesische Initiative

„Ein Land, in dem die Frauen nicht zur Schule gehen, ist wie ein Vogel mit nur einem Flügel“, sagt Nafissatou Diedhiou Seck. Die 65-Jährige muss es wissen: Schon seit den 1960er Jahren arbeitet sie für die Entwicklung ihres Landes. Wenn Nafissatou Diedhiou Seck auf diese Zeit zurückblickt, in der sie noch mehr oder weniger heimlich Alphabetisierung betrieb, muss sie lächeln: „Ich bin auf Eselskarren in die Dörfer gefahren oder habe abgewartet, dass ein Auto der Verwaltung in die Richtung fuhr, in die ich auch musste. Dort bin ich dann für einige Kilometer mitgefahren und habe den Rest der Strecke zu Fuß zurückgelegt...“

In den 1970ern wurde sie zur Beamtin für Alphabetisierung auf regionaler Ebene ernannt. Durch ihren Beruf hat sie alle elf Regionen des Senegal kennen gelernt und weiß, wo die Dinge im Argen liegen: „Frauen werden oft marginalisiert, sie haben keine Entscheidungsgewalt, sie haben keinen Landbesitz, sind vielfach durch häufige Schwangerschaften geschwächt und reiben sich in der Kindererziehung auf“, sagt sie.

Nach ihrer Pensionierung wollte sich die agile Dame nicht zur Ruhe setzen. Um den Frauen eine Perspektive zu geben und sie zu alphabetisieren, gründete sie die Senegalesische Vereinigung zur Unterstützung von Ausbildung zu basisorientierter Entwicklung, abgekürzt ASAFODEB (Association Senegalaise d'Appui à la Formation pour le Développement à la Base). Seit 1997 hat die Vereinigung den Status einer Nichtregierungsorganisation (NRO).

ASAFODEB bietet Alphabetisierungskurse in einheimischen Sprachen an, entwickelt eigene Lehrmittel, bildet LehrerInnen aus, richtet Dorfbibliotheken ein. Managementkurse, einfache Buchführung und Entwicklung von Zeitplänen ergänzen die Alphabetisierungskampagne. Darüber hinaus unterstützt die NRO die Dorfbewohner bei der Analyse ihrer Probleme. Gemeinsam mit den Projekt-MitarbeiterInnen konzipieren die Menschen dann Lösungen. Dazu gehört beispielsweise, dass jede Alphabetisierungsgruppe eine Einkommen schaffende Maßnahme wählt, etwa Kleinhandel, eine Getreidebank oder Batiken. Nach Abschluss des Kurses können die Frauen so ihr frisch erworbenes Wissen bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit anwenden.

Die Frauen sind meist begeistert von der Möglichkeit, in ihrer Muttersprache Lesen und Schreiben zu lernen. Und selbst die Männer stellen inzwischen kein wirklich ernst zu nehmendes Hindernis auf dem Weg zur lese- und schreibkundigen Ehefrau und Mutter dar. Aus den Anfängen weiß Nafissatou Diedhiou Seck allerdings, dass die Männer oft dagegen waren, dass ihre Frauen Lesen und Schreiben lernen. Als Grund gaben viele an, sie hätten Angst, der Haushalt würde zu kurz kommen. Andere Männer waren ehrlicher: „Ein Mann hat mich mal gefragt“, erzählt Diedhiou Seck, „ob die Frauen, wenn sie alphabetisiert wären, nicht versuchen würden, ihre Männer herumzukommandieren.“ Sie konnte ihn dennoch überzeugen, seine Frau zum Unterricht zu schicken – ihr schlagendes Argument war: „Wenn eine Frau und Mutter ausgebildet ist, dann kann sie sich viel besser um ihre Familie und deren Wohlergehen kümmern.“

Tatsächlich ist es nicht immer einfach für die Frauen, Haushalt und Alphabetisierung unter einen Hut zu bekommen. Aber sie arrangieren sich: „Dadurch dass wir nur dreimal in der Woche zwei Stunden Unterricht haben, lässt sich der Hausarbeit trotzdem ganz gut managen. Notfalls muss ich eben vorarbeiten. Wenn ich weiß, dass ich morgen wegen des Unterrichts keine Zeit haben werde, koche ich heute schon für morgen“, erzählt Ami Thiaré aus Wardiakhal. „Höchstens während der Säh- oder Erntezeit ist es manchmal ein wenig knapp mit der Zeit. Da fragen wir unsere Männer manchmal, ob wir für den Kurs in den Abendstunden nicht frei haben können.“ Manche Männer aber begeistern sich selbst für die Alphabetisierung:

Der Dorfcchef von Peulga in der Region Kaolack etwa nahm als einziger Mann seines Dorfes an den Kursen teil: „Ich muss doch mit gutem Beispiel vorangehen“, begründete er seine Entscheidung. Er avancierte gar zum Klassenbesten.

ASAFODEB-Gründerin Nafissatou Diedhiou Seck sieht durchaus die positive Entwicklung der vergangenen Jahre: „Die schwierigste Zeit war eigentlich die, als die Leute noch nicht wussten, was sie an der Alphabetisierung haben. Viele hatten früher die Einstellung, dass es ausreicht, wenn sie ihre Muttersprache sprechen können. Sie lesen und schreiben zu können, war ihnen nicht wichtig. Für den sozialen Aufstieg hielten sie das Französische für wichtiger. Sie haben die Nationalsprachen unterschätzt.“ Inzwischen habe sich die politische Meinung verändert, und der Staat sehe den Bedarf für Alphabetisierung – vor allem in Nationalsprachen: „Ein 50-Jähriger wird sich schwer tun, noch Französisch zu lernen und sich darin alphabetisieren zu lassen. In seiner Muttersprache ist das einfacher.“

Dennoch steht die Gründerin von ASAFODEB dem Staat kritisch gegenüber: Er biete keine solide Alphabetisierung, sondern beschränke sich auf kurze Programme, die nicht ausreichten, die Menschen fortdauernd des Lesens und Schreibens zu bemächtigen. Ihre Meinung dazu tut sie dezidiert kund: „Wenn wir schon gegen Analphabetismus kämpfen, dann müssen wir das auch richtig und nachhaltig tun. Wenn es keine Maßnahmen und Lehrwerke gibt, die den Frauen ermöglichen, sich auch nach Abschluss der Kurse weiterzubilden und ihre Kenntnisse anzuwenden, werden sie innerhalb von zwei oder drei Jahren wieder zu Analphabeten.“

Um dem vorzubeugen und mangels anderer Publikationen, entwickeln die MitarbeiterInnen von ASAFODEB auch eigenes Material für die Phase der Post-Alphabetisierung. Das sind einerseits Lehrbücher, anhand derer die SchülerInnen lesen, rechnen und schreiben lernen, andererseits Broschüren über das alltägliche Leben, Gesundheit, Hygiene, Tipps zum Kleinhandel. Derzeit werden auch Kassetten entwickelt, die in Dörfern eingesetzt werden sollen, in denen noch keine Alphabetisierung statt gefunden hat. Die Themen entsprechen denen der Lehrbücher und Broschüren bzw. sprechen Probleme wie Genitalverstümmelung oder das Errichten einer Dorfbibliothek an. ASAFODEB bemüht sich, möglichst viele kleine Dorfbibliotheken einzurichten, in dem die Lesehungrigen Literatur finden können. Darüber hinaus gibt es einen „reisenden Bibliothekskoffer“, der die Runde durch die verschiedenen Dörfer macht.

- *Alpha in Jokkul Ndabe*

Die Frauen in Jokkul Ndabe, einem Dorf in der Region Thiès, sind noch nicht so weit, dass sie lange Texte lesen können. Sie sind erst im ersten

Jahr und noch dabei, die Grundlagen zu erwerben. Das Schreiben geht ihnen noch nicht so leicht von der Hand – aber sie sind voller Eifer bei der Sache. Wie jeden Dienstag sitzen sie in ihrem Klassenzimmer, einem drei mal vier Meter großen durch einen Bambuszaun abgetrennten Rechteck mit Bambusdach am Dorfplatz. In den Sand haben sie vier Holzbänke, ein Pult und eine grüne Tafel gestellt. Vor der Tür spielen Kleinkinder, ab und an verirrt sich ein Küken ins Klassenzimmer. Manchmal kräht im Hintergrund ein Hahn oder blökt ein Schaf. Die Frauen sind schick, tragen farbenfrohe Kleider und Kopftücher.

Unter das Datum, „talaata 28 fan ci weeru saNwiye atum 2003“ (Dienstag, 28. Januar 2003), schreibt Lehrerin Kine Guèye das Thema der Stunde: Heute geht es um das Stillen und den Nutzen der Muttermilch fürs Kind. „Wieso sollen wir unsere Kinder stillen“, fragt die Lehrerin in die Runde. Die Antworten der Frauen schreibt sie mit großer Sorgfalt an die Tafel. Sie achtet darauf, besonders leserlich zu schreiben. Konzentriert und vielleicht noch ein wenig verkrampft malen die Frauen die Buchstaben ab. Das Schreiben ist vor allem für ältere Leute schwierig, die noch nie in ihrem Leben einen Stift in der Hand gehalten haben. Für die jüngeren Frauen hingegen, etwa unverheiratete junge Mädchen, die noch keinen eigenen Haushalt führen, sind es die behandelten Themen, die ihnen fremd sind.

Die Inhalte der Stunden orientieren sich jedoch stets am alltäglichen Leben der Frauen und greifen für sie relevante Themen auf: Gesundheit und Hygiene, Säuglingsernährung, Kinderkrankheiten, Malaria etc. Doch auch die Mathematikaufgaben sind anders als in den meisten französischsprachigen Lehrbüchern der Lebenswelt der Menschen angepasst: Die Frauen von Jokkul Ndabe rechnen nicht mit französischen Äpfeln aus dem Supermarkt, sondern kalkulieren zum Beispiel folgende Übung: „Die Bewohner von Jokkul Ndabe haben 586 Hühner. Sie verkaufen 253. Wie viele Hühner bleiben ihnen noch übrig?“ Kine Guèye hat kaum zu Ende diktiert, als schon die ersten Kreidestücke über die Schiefertafeln schaben: Fatou Mbengue, den neun Monate alten Sohn Mbaye an der Brust, hält als erste ihre Tafel hoch: „333 – Kine, stimmt das?“ Ihre fünfjährige Tochter lässt Fatou Mbengue für die Dauer des Kurses bei der Großmutter. Dort ist normalerweise auch Mbaye: „Wenn er schreit, weil er Hunger hat, kommt jemand aus der Familie die paar Schritte vom Hof herüber und bringt ihn mir.“ Die junge Frau ist sich der Unterstützung ihrer Familie sicher: „Mein Mann hat mich ermutigt, an den Kursen teilzunehmen. Er selbst würde auch gerne Wolof lesen und schreiben lernen, aber er ist Gärtner und lebt in der Woche in Dakar. Er ist nur am Wochenende zu Hause.“ Mbengue hofft, dass sie dank der Alphabetisierung eines Tages ihrem Mann Briefe nach Dakar schicken kann. „Außerdem, glaube ich, ist es einfacher, den Haushalt zu regeln, wenn man ein Haushaltsbuch führen kann.“

Nach Abschluss der Kurse werden Prüfungen abgehalten, die erfassen, wie gut jemand lesen kann und in welchem Umfang schriftliche Notizen möglich sind. Daneben werden die vier Grundrechenarten überprüft. Nachteil der Kurse ist, dass sie während der Regenzeit meist unterbrochen oder nur in geringerem Umfang weitergeführt werden. Die Zeit ist einfach zu knapp: Die Hauptarbeit lastet eben doch auf den Schultern der Frauen, um so mehr, wenn die Männer auswärts ihr Geld verdienen. Das führt vielfach zu Verzögerungen: „Die Frauen hatten viel vergessen nach der Pause der Regenzeit. Aber nach einigen Wiederholungsstunden klappt es jetzt fast schon wieder so gut wie vorher“, sagt Lehrerin Kine Guèye. Ein wichtiger Anreiz für die SchülerInnen ist die Möglichkeit, nach Ende der Ausbildung selbst wieder zu Lehrenden werden zu können. Auf diese Weise werden ihre durch die Alphabetisierung erlangten Kompetenzen aufgewertet. Das verleiht ihnen nicht nur einen besseren sozialen Status, sondern bringt ihnen durch das Gehalt auch finanzielle Vorteile.

• *École Communautaire de Base in Ngomène*

Ein anderes Projekt von ASAFODEB ist die *École Communautaire de Base* (ECB) in Ngomène, einem 300-Seelen-Dorf etwa 20 km von Thiès entfernt. Bei den ECB handelt es sich um eine Art Grundschule, die den Kindern offen steht, die zu alt für die staatlichen Schulen oder dort gescheitert sind. Das Projekt erstreckt sich ebenso wie die Alphabetisierungskampagne für Erwachsene über den gesamten Senegal und wird aus denselben Mitteln finanziert. Unterrichtet wird in den Nationalsprachen. Lehrer Samba Ndiaye spricht in seiner ECB in Ngomène mit den Schülerinnen (es gibt nicht einen einzigen Jungen) Wolof.

Ndiaye kommt eigentlich aus Thiès und wohnt nur während der Woche in Ngomène. Es ist sein zweites Jahr im Dorf: „Ich hatte im letzten Jahr von einer Kollegin eine Klasse übernommen, die mit Ende des Schuljahres auslief“, sagt er. „Während meines Unterrichts bemerkte ich immer häufiger, dass sich die kleinen Mädchen des Dorfes vor dem Klassenraum herumdrückten. Eines Tages haben sie sich ein Herz gefasst und mich gefragt, ob ich ihnen nicht auch lesen und schreiben beibringen könne.“ So viel Enthusiasmus stieß bei Ndiaye auf offene Ohren: „Ich habe sofort bei ASAFODEB einen Antrag auf eine zweite ECB-Klasse gestellt – und es hat geklappt.“

Seit September 2002 kommen die 23 Schülerinnen daher dreimal wöchentlich zum Unterricht. Wenn Ndiaye etwas erklärt, spricht er mit ihnen ausschließlich Wolof. Auf diese Weise lernen die Mädchen Französisch wie eine Fremdsprache – anders als in den staatlichen Schulen, in denen vom ersten Schultag an ohne Rücksicht auf die Kenntnisse der Kinder nur Französisch gesprochen wird. Ausgehend von einem Wolof-Satz wie „Baatu La-

mine dafa metti“ (Lamine hat Halsschmerzen), den die Kinder gemeinsam mit ihrem Lehrer ins Französische übersetzen, suchen sie kurze Wörter und Silben, die denen des französischen Satzes ähnlich klingen.

In vier Jahren – nicht in sechs wie in den staatlichen Schulen – soll Ndiaye seinen Schülern auf Basis des Lehrplans der staatlichen Schulen die Grundlagen des Rechnens und Schreibens beibringen. Mit einem Zeitgewinn, der sich aus dem leichteren Lernen in der Muttersprache ergibt, sollen die Schüler so auf die weiterführende Schule vorbereitet werden. Wie ihre Kameraden von den staatlichen Schulen müssen sie sich dafür jedoch zunächst einem Aufnahmetest unterziehen. Die Chancen der Schüler von den ECB stehen dabei nicht schlechter als die von Kindern aus staatlichen Schulen: Insgesamt jedoch liegt die Rate der Kinder, die den Übergang von der Grundschule auf die weiterführende Schule meistern, bei rund 30 Prozent. Nach Angaben eines Mitarbeiters aus dem Erziehungsministerium liegt das aber mitnichten an der fehlenden Intelligenz der Jungen und Mädchen – eine größere Anzahl von Schülern würde vielmehr die Mittel des senegalesischen Staates übersteigen.

3.3 Das Radio Ndef Leng FM

„Guten Morgen, meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zu den Nachrichten auf Serer.“ Der Moderator von Ndef Leng FM winkt uns hinter der Glasscheibe freundlich zu. Sein Studio in einem Hochhaus im Dakarer Stadtviertel HLM (Habitat à Loyer Modéré: Sozialwohnungen) ist eine alte Waschküche. Wir, Babacar Diouf und ich, stehen im Technikraum, einer umfunktionierten Küche. „Wir haben hier alles umgestaltet, weil uns die finanziellen Mittel fehlten, andere Räume anzumieten“, erklärt mir Babacar Diouf. Er ist Direktor der Radiostation Ndef Leng FM, aber auch Mitglied der Nichtregierungsorganisation Ndef Leng. Der Name Ndef Leng stammt aus dem Serer, einer der Nationalsprachen des Senegal, und bedeutet so viel wie „sich vereinigen“ oder „seid eins“.

Als Verein existiert Ndef Leng bereits seit 1994, den Status einer Nichtregierungsorganisation (NRO) hat sie allerdings erst seit 1996. „Auslöser für die Gründung von Ndef Leng war die Volkszählung von 1988, die prognostizierte, dass unsere Sprache, das Serer, wohl bis zum Jahr 2050 aussterben werde“, sagt Babacar Diouf. „Dagegen wollten und mussten wir Serer unbedingt etwas tun: Ndef Leng war also eine Art Reaktion auf diese Prognose.“ Er holt weiter aus: „Wir verwechseln oft unsere Geschichte mit der Kolonialzeit. Doch die Geschichte beginnt viel früher. Mit Hilfe von

Ndef Leng können wir eine positive Identität entwickeln und den anderen so akzeptieren, wie er ist. So beugen wir auch Ethnizismus vor.“

Ziel von Ndef Leng ist, Sprache und Kultur der Serer zu fördern. Zu den Angeboten von Ndef Leng gehören kulturelle Aktivitäten wie ein jährlicher Galaabend, ein alle zwei Jahre statt findender Serer-Kulturtag – und Alphabetisierung in der Muttersprache Serer: Sprache als Schlüssel zur Kultur. „Das Problem der Serer ist, dass sie oft zur besseren Verständigung mit anderen Ethnien deren Sprache lernen und so ihre eigene vernachlässigen oder gar vergessen“, sagt Babacar Diouf. Als Beispiele führt er die Prävalenz des Wolof vor allem im städtischen Bereich an oder die enge Verbindung zwischen Serer und Fulbe, die dazu führe, dass junge Serer ihre Sprache mehr und mehr verlernten.

Um dem Verlust der Sprache vorzubeugen, aber auch gegen Analphabetismus vorzugehen, bildete Ndef Leng Alphabetisierungslehrer aus. Zwischen 1996 und 2002 konnte die NRO auf diese Weise in den Regionen mit starker Serer-Präsenz, Diourbel, Thiès, Kaolack, Fatick, Louga, rund 6000 Personen alphabetisieren. Inzwischen sind sie Teil der nationalen Alphabetisierungskampagne und werden finanziell von großen Organisationen wie dem kanadischen Entwicklungshilfeprojekt PAPA (Programme d'Appui au Plan d'Action) oder dem Weltbankprojekt PAPF (Projet d'Alphabétisation Priorité Femmes) unterstützt. In Übereinstimmung mit den Leitlinien der Regierung und der Geldgeber ist die Mehrheit der Teilnehmer an Alphabetisierungsklassen weiblich: „Frauen sind die Wächterinnen über Kultur und Tradition. Gerade deshalb ist es so wichtig, sie zu alphabetisieren. Sie garantieren das Überleben der Sprache.“ – Einer der Männer, die sich genau dafür nicht eingesetzt haben, war Léopold Sédar Senghor, inzwischen verstorbener, ehemaliger Präsident des Senegal. Statt in seiner Muttersprache Serer verfasste der auch als Schriftsteller und Dichter berühmt gewordene Senghor seine Gedichte auf Französisch. Dank Ndef Leng gibt es mittlerweile von „Hosties Noires“ und „Chants d'Ombre“ eine Übersetzung ins Serer. Allerdings bleibt diese den SchülerInnen der Alphabetisierungsklassen vorbehalten, weil sich wohl kein internationaler Verlag finden lassen wird, der Senghor auf Serer publizieren möchte.

Teil der Kampagne für die Förderung der Sprache und Kultur der Serer war die Gründung des Radios Ndef Leng FM im Juli 2001. „Durch unser Radio können wir die Entwicklung unserer Sprache fördern“, sagt Radiodirektor Diouf. „Unser Radio ist das Werkzeug, das allen Mitgliedern der Serer-Gemeinschaft, Intellektuellen wie Normalsterblichen, erlaubt, sich in ihrer Muttersprache auszudrücken.“ Ganz im Sinne der erwähnten positiven Identität, die Ethnizismus vorbeugen soll, sendet Ndef Leng FM aber nicht nur auf Serer, sondern in insgesamt neun senegalesischen Sprachen.

Das Programm umfasst zwei Tranchen: In Magazinsendungen gibt es Informationen über Politik, Gesellschaft oder Alphabetisierung, wird beispielsweise Aidsprävention betrieben, in Musiksendungen wird die traditionelle Musik der senegalesischen Ethnien gespielt, damit auch diese nicht in Vergessenheit gerät.

Babacar Diouf sieht in Ndef Leng FM die Möglichkeit, den Senegalesen ihre Identität wiederzugeben. Das Französische, die ehemalige Kolonialsprache, bis dato Amtssprache des Senegal, erlaube den Senegalesen im Allgemeinen und den Serer im Besonderen einfach nicht, bestimmte kulturelle Gegebenheiten adäquat auszudrücken. Dennoch sieht er sich oder das Radio nicht als Gegner des Französischen. Bemühungen, jegliches französische Wort aus den Nationalsprachen zu verbannen, betrachtet er als übertrieben: „Man sollte nicht künstlich versuchen, Wörter zu schaffen, sondern lieber die Aussprache ans Serer anpassen.“ Er spielt damit auf Versuche an, Wörter wie das französische „avion“ (Flugzeug) durch Wortneuschöpfungen im Serer zu ersetzen. Ein senegalesischer Journalist hatte einmal vorgeschlagen, ein Speisewürzmittel in Brühwürfel-form, das im Senegal unter dem Namen „Jumbo“ bekannt ist, umzubenennen: „Mbelonguëoox“, sollte der Brühwürfel heißen: „macht das Essen lecker“. Aber: Die Geschmäcker sind verschieden, und so rief diese Wortneuschöpfung heftige Diskussionen hervor: Was das denn sein solle? „Lecker“ definiere schließlich jeder anders: Für den einen sei es das Salz, das ein Gericht schmackhaft mache, für den anderen der Pfeffer, für einen dritten Senf oder auch Knoblauch.

Bei der Erinnerung an die endlosen Debatten zum Thema „mbelonguëoox“ muss Babacar Diouf grinsen. Da sei es doch einfacher, „Jumbo“ nach Serer-Art auszusprechen: „simbo“, mit scharfem [s] statt mit dem Reibelaut [Z]. „Aber“, fügt er hinzu, „wenn es adäquate Wörter im Serer gibt, dann ist es natürlich günstiger, die zu benutzen. Ich erinnere mich zum Beispiel an die Anthraxbriefe in den USA. Wir hier bei uns im Radio haben dafür auf Serer einen ganz passenden Ausdruck gefunden: Es gibt im Serer ein Wort dafür, wenn man jemandem Böses will. Es handelt sich dabei um einen Gegenstand, den man jemandem schickt oder ihm in den Weg legt. Dieser Gegenstand soll der Person Unglück bringen – diese Praxis bzw. den Gegenstand nennt man „onjamboñ“. Mit diesem Wort konnten wir unseren Hörern daher am besten vermitteln, worum es sich bei den Anthraxbriefen handelt.“

Die Nachrichten auf Serer sind inzwischen zu Ende, verstanden habe ich kein Wort. Im Herausgehen zupft mich Babacar Diouf am Ärmel: „Sie sind gerade von unserem Moderator zum Abschluss der Sendung begrüßt worden – die deutsche Journalistin, die sich unser Radio ansieht.“ Die Hörer von Ndef Leng sind wirklich nah dran am Geschehen...

3.4 Die Wolof-Fulfulde-Zeitung Lasli-Njëlbéen

So sieht also die Redaktion einer Wolof-Fulfulde Zeitung aus: Der Schreibtisch quillt nur so über von Papieren, vom Boden stapeln sich Zeitungen fast bis unter die Decke, in den Schränken liegen kreuz und quer Bücher und Hefte durcheinander. Und mittendrin, mitten in all diesem Chaos, thront, ja thront, Seydou Nuuru Njaay, seines Zeichens Chefredakteur von Lasli-Njëlbéen, einer der wenigen Zeitungen in Nationalsprache(n). Der 47-Jährige ist nicht nur der Chefredakteur von Lasli-Njëlbéen, er ist auch dessen Motor, das Herz, ohne das die Zeitung nicht einen Tag länger leben würde. Njaay sitzt hinter dicken Brillengläsern gerade an einem Artikel über den drohenden Irakkrieg – auf Wolof. Einen Computer hat er in seinem Büro nicht, er behilft sich mit losen Blättern. Den Rest macht am Ende die Druckerei.

Im März 2003 wird Lasli, wie Njaay seine Zeitung liebevoll nennt, fünf Jahre alt. Sie erscheint einmal monatlich mit einer Auflage von 2500 Exemplaren. „Wir bringen sie immer zum Ende des Monats heraus, dann ist der Verkauf besser“, verrät Njaay. „Das haben uns Leser einmal verraten, dass am Ende des Monats, wenn das Gehalt gerade da ist, das Geld lockerer sitzt für Ausgaben wie eine Zeitung.“ Nach Berechnungen des Chefredakteurs lesen mindestens sieben Leser jedes Exemplar von Lasli-Njëlbéen. Der Name der Zeitung setzt sich aus einem Fulfulde- und einem Wolof-Wort zusammen, die beide so viel wie „Anfang“ bedeuten. Zum Beispiel in Anspielung auf die gerade auch für erst kürzlich alphabetisierte Menschen so wichtige Literatur in Nationalsprachen, so Njaay: „Meine Zeitung soll den Weg ebnen für einen größeren Markt an Büchern in Nationalsprachen. Beim Radio hat vor einigen Jahren auch noch keiner gedacht, dass man in den Nationalsprachen angemessen informieren kann.“

Chefredakteur Njaay hat sich hohe Ziele gesteckt: „Wir können die wichtigste Zeitung im Senegal werden.“ In den nächsten Jahren will er das Verkaufnetz ausbauen, die Auflage erhöhen und nicht mehr monatlich, sondern wöchentlich erscheinen. „Wir sind eine glaubwürdige Zeitung mit aktuellen Informationen“, sagt er. „Nicht nur eine Zeitung für Neoalphabeten.“ Er spielt damit auf den schwierigen Status der Nationalsprachen in Afrika an, dessen Länder meist noch die alte Kolonialsprache als Amtssprache benutzen: „Oft stellen die Leute hier nicht die gleichen Anforderungen an eine Nationalsprache wie an das Französische. Uns geht es darum zu zeigen, dass genau das aber möglich ist. Unsere Nationalsprachen sind nicht nur für die Poesie geeignet, wie Senghor meinte, sondern auch für die Wissenschaft.“

Seydou Nuuru Njaay sieht sich als Pionier, der die Arbeit tut, die eigentlich die Regierung tun müsste: eine Zeitung in Nationalsprachen publizieren. Die Wahl der Nationalsprache fiel auf Fulfulde und Wolof, die Sprachen der beiden größten Volksgruppen des Landes, „um die größtmögliche Zahl von Lesern zu erreichen“. Er sei selbst Fulbe und spreche Fulfulde und Wolof, und so wie er seien die meisten Fulbe in Dakar zweisprachig.

Lasli-Njélbéen ist nicht Njaays erste Erfahrung mit einer Nationalsprachenzeitung: Bereits in den 1960er Jahren hatte der studierte Jurist gemeinsam mit Pathé Diagne und dem Schriftsteller und Regisseur Sembène Ousmane für die Wolof-Zeitung „Kaddu“ (Wolof: Brief) gearbeitet. Danach hatte er sich neun Jahre lang für eine andere Zeitung engagiert, die aber letztendlich ihr Erscheinen einstellen musste. Nationalsprachen sind seine Leidenschaft, so viel wird schnell klar. Obwohl seine Erfahrungen alles andere als rosig waren: Als junger Mann hatte er Gedichte in seiner Muttersprache Fulfulde verfasst – auf deren Veröffentlichung musste er allerdings 26 Jahre warten. Es ließ sich einfach kein Verlag finden, der sich für Nationalsprachen interessierte. „Inzwischen habe ich meinen eigenen Verlag gegründet“, sagt der umtriebige Mann stolz. Er lässt nicht locker, und sein nächstes Projekt kennt er auch schon. Gleich nachdem Lasli aus den Kinderschuhen herausgewachsen ist, will er das in Angriff nehmen: „Mein Traum ist es, eine Akademie für Nationalsprachen-Journalismus zu gründen.“

3.5 In der École de la rue Tolbiac

Eines der wenigen senegalesischen Alphabetisierungsprojekte für Französisch ist die „École de la rue Tolbiac“. Die Rue Tolbiac liegt im Herzen der Hauptstadt Dakar, im Viertel Ginnaw-Railles, das vorwiegend von Handwerkern bewohnt wird. Wir sitzen auf der Straße, hinter einem geparkten LKW und direkt neben einer riesigen, stinkenden Pfütze. Mücken umschwirren uns. Auch an ihnen merkt man, dass Ginnaw-Railles ein dicht besiedeltes Viertel ist: Müll und schmutziges Wasser landen ohne jegliche Skrupel auf der Straße. Neben uns sitzt Amouyacar Mbaye, Gründer und Direktor der Straßenschule.

„Viele Kinder hier können nicht zur Schule gehen. Die Gründe dafür sind vielfältig“, erklärt er. „Manchen Familien fehlt schlicht das Geld für die nötige Schulausrüstung, andere Kinder besitzen keine Geburtsurkunde und können deshalb nicht eingeschult werden.“ Wenn die Kinder das Einschulungsalter von neun Jahren überschritten haben, ist für sie die Chance auf einen regulären Schulbesuch vertan.

„Ich selbst habe als Kind darunter gelitten, dass ich nicht in die französische Schule gehen durfte“, erinnert sich Mbaye. Schon als Achtjährigen habe sein Vater ihn in eine Koranschule geschickt, wo er Arabisch lernen sollte. Problem vieler Koranschulen aber ist, dass die Kinder, die so genannten „talibe“ (Arabisch und auch Wolof: Schüler), gezwungen werden, tagsüber bettelnd durch die Straßen zu ziehen und abends einen vorher festgelegten Obolus bei ihrem Lehrmeister abzugeben. Das Lernen rückt auf diese Weise in den Schatten. „Ich konnte erst mit 14 Jahren zum ersten Mal in eine richtige Schule gehen“, erzählt Mbaye weiter. „Das soll den Kindern hier nicht passieren. Ich möchte ihnen die Möglichkeit geben, etwas zu lernen. Und hier, in meiner Schule, bringen wir ihnen Französisch und gute Manieren und womöglich auch Englisch bei.“

400 Schüler, Erwachsene und Kinder, nehmen laut Schuldirektor Mbaye am Unterricht in den vier Klassenräumen der École de la rue Tolbiac teil. „Wir haben alle Niveaus von der Vorschule bis zur letzten Klasse der Grundschule“, berichtet er stolz. Klassenzimmer zu haben, ist für Mbaye ein riesiger Fortschritt: „Anfangen haben wir auf dem Bürgersteig. Die Schüler haben auf Matten gesessen. Der einzige Luxus, den wir uns erlaubten, war elektrisches Licht, für das wir den Strom aus einem der benachbarten Häuser holten.“

Das Wichtigste für Mbaye ist, seinen Schülern Französisch, „aber auch Englisch“, beizubringen: „Nur so können sie sich im Ausland verständlich machen.“ Es braucht nicht viel Zeit, bis mir klar wird, dass für den Schuldirektor nichts dringlicher zu sein scheint, als seinen Schülern den Weg aus dem Senegal heraus zu ebnen. Nur die Emigration scheint in seinen Augen eine adäquate Lösung für die Probleme des Senegals zu sein.

Seine Theorien sind oft abenteuerlich. Auf die Frage, wie es komme, dass ein Großteil seiner Schüler mit dem Mofa ankomme, bemerkt er: „Die reichsten Leute hier im Senegal sind Analphabeten. Denen geht es gut. Manche meiner Schüler kommen sogar im Auto zum Unterricht.“ – Wir verkneifen es uns, ihn darauf hinzuweisen, dass sich seine Theorie wohl nicht auf die Majorität der Analphabeten des Senegal erstreckt: 60 Prozent der Bevölkerung können nicht lesen und schreiben, gehören aber bei Weitem nicht zu den oberen Zehntausend! Für Mbaye sind es vor allem Baana-Baana (fliegende Händler), die sich mit ihrem Geschäft eine goldene Nase verdienen. – Mein Eindruck ist indes ein anderer, und zwar vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass sich die meisten dieser Baana-Baana für ein wirklich gutes Geschäft einer viel zu großen Konkurrenz aussetzen müssen. Die meisten der Straßenhändler sehen tatsächlich nicht so aus, als ginge es ihnen wirklich gut.

3.6 Besuch in der Pilotklasse der Grundschule Babacar Ndiaye Wack II

Dakar-Médina, Montag, 10.02.2003, 9 Uhr: Zwei Tage vor dem islamischen Hammelfest, im Senegal „Tabaski“ genannt, ist das Klassenzimmer des Cours d’Initiation (CI: erste Klasse des senegalesischen Schulsystems) der Grundschule Babacar Ndiaye Wack II in der Dakarer Altstadt fast leer. Nicht einmal die Hälfte der sonst 51 Schüler ist zum Unterricht erschienen, reihenweise bleiben die Pulte unbesetzt. „Viele erscheinen gar nicht mehr, weil sie schon zu ihren Verwandten aufs Land gefahren sind“, erklärt Schuldirektor: El Hady Mansour Guèye. Der 57-Jährige ist sichtlich unangenehm berührt. „Das hängt mit dem Transportproblem zusammen. Um vor den Feiertagen ein Fahrzeug zu finden, das die Leute aus Dakar in ihre Heimdörfer bringt, müssen sie schon früh fahren.“ Einverstanden ist er damit nicht. „Aber was soll ich machen? Selbst die Verwaltung arbeitet bereits seit Freitagnachmittag nicht mehr – und Tabaski ist erst am Mittwoch...“

Trotzdem ist Guèye stolz, mir seine „Pilotklasse“ zeigen zu können: die erste Klasse an seiner Schule, in der seit Oktober 2002 bilingualer Unterricht stattfindet. Bei dem landesweit durchgeführten Experiment mit 150 Experimentierklassen handelt es sich um ein Pilotprojekt, das Aufschluss bringen soll über den Nutzen der Einführung der Nationalsprachen ins formelle Schulsystem. Der Lehrplan der Pilotklassen folgt dem des französischen Systems, der Unterricht selbst aber wird in den ersten zwei Jahren größtenteils in einer der derzeit elf Nationalsprachen abgehalten. Ab dem 2. Trimester wird das Französische zunächst mündlich eingeführt; Unterrichtsinhalte werden jedoch weiterhin in der Nationalsprache vermittelt. Erst ab dem dritten Jahr wird mehr und mehr auf Französisch unterrichtet, um den Schülern den Übergang auf die französischsprachige Sekundarschule zu ermöglichen.

„Wir wollen ein Miteinander der Nationalsprachen und des Französischen. Die Nationalsprachen haben wir in einer Studie je nach Region aus- gesucht“, erläutert Babacar Diouf, Direktor der Direktion für die Förderung der Nationalsprachen, die dem Ministerium für Alphabetisierung untersteht, das wiederum finanziell vom Erziehungsministerium abhängt. Der Senegal ist in elf Regionen unterteilt, in denen verschiedene einheimische Sprachen dominieren. Wolof ist die wichtigste und am weitesten verbreitete der Nationalsprachen des Landes, die von ca. 90 Prozent der Bevölkerung verstanden wird. Dennoch ist es entscheidend, dass nicht allen Regionen Wolof auf- oktroyiert wird. Das sei der falsche Ansatz, so Babacar Diouf: „Für einen Bassari sind sowohl Wolof als auch Französisch Fremdsprachen...“

Im CI der Grundschule Babacar Ndiaye Wack II ist in den ersten zwei Jahren Wolof Unterrichtssprache, denn in der Médina von Dakar überwiegt die

Zahl der Wolof-Sprecher über die anderen. Als ich zusammen mit Schuldirektor Guèye den Klassenraum betrete, springen die Schüler überrascht auf. Eine Weiße in ihrer Klasse... Automatisch – denn so sind sie es für den Kontakt mit Europäern gewöhnt – heben sie zu einem gemeinsamen „Bonjour“ an. Klassenlehrerin Khadissatou Sène lässt sie nicht einmal ausreden: „Seit wann sprechen wir hier in der Klasse Französisch“, fragt sie ihre Schüler mit erhobenen Augenbrauen auf Wolof. „Begrüßt die Dame auf Wolof!“ Das lassen sich die Schüler nicht zweimal sagen, zwar kichern einige ob der Vorstellung, dass die fremde „Toubab“, also die Weiße/Europäerin ihre Sprache spricht. Weiter erstaunt sind sie aber nicht, scheint es, und so schwirrt es alsbald von vielstimmigen „Asalaamaleikum“ (Der Friede sei mit dir) und „Na nga def“ (Wie geht es dir?). Die Schüler scheinen sich gleich wohler zu fühlen – in ihrer Muttersprache fällt ein Teil der Scheu vor der fremden weißen Frau ab. Kein Wunder, denn beim Sprechen auf Wolof haben die Schüler anders als auf Französisch keine Angst, Fehler zu machen.

Die Pilotklasse von Babacar Ndiaye Wack II ist ganz normal in den Schulbetrieb integriert; der Unterricht findet im gleichen Klassenraum statt wie der aller CI's in den Vorjahren. Es gibt in diesem Jahr kein anderes CI als dieses. Die Eltern der in diesem Jahr hier eingeschulten Kinder hatten also keine Wahl. Nicht alle waren darüber glücklich – manche Eltern sehen in dem Pilotprojekt einen Nachteil für ihre Kinder. Schuldirektor Mansour Guèye zuckt die Achseln: „Ein Vater hat es daher vorgezogen, sein Kind zu einer anderen Schule zu schicken, wo ganz normal nach französischem System und auf Französisch unterrichtet wird.“

Verständlich ist das, denn das Experiment hat tatsächlich so manchen Haken: Schon im normalen Schulbetrieb ist es oft nicht einfach, die Schüler mit dem notwendigen Lehrmaterial zu versorgen. Für die Pilotklassen aber sind bisher nicht einmal Schulbücher oder Lehrerhandbücher vorhanden. „Wenn uns dieses Experiment nicht so wichtig wäre, hätten wir schon längst resigniert und die Brocken hingeworfen“, sagt Guèye. „Wie soll man denn ohne Lehrbücher den Kindern etwas beibringen?!“ Klassenlehrerin Khadissatou Sène hat die wenigen Bücher auf Wolof, die sie für ihre Unterrichtsvorbereitung benutzt, aus eigener Tasche bezahlt. Des Weiteren stützt sie sich für ihren Unterricht auf französische Schulbücher.

Problematisch bleibt aber, dass die 51 Jungen und Mädchen ihrer Klasse keine Schulbücher haben. Selbst Geld für Fotokopien fehlt. Viel Unterrichtszeit verbringt Sène daher damit, die Hausaufgaben der Schüler in deren Hefte zu notieren. In dieser Zeit sitzen die Kinder herum und lernen nichts. Besser wäre es, sie schriebe die Aufgaben bereits zu Hause in die Hefte oder aber während des Unterrichts an die Tafel, auf diese Weise könnten die Schüler zumindest das Schreiben trainieren. Doch bei all den alltäglichen

Problemen scheint der Lehrerin der Antrieb zu fehlen. Die 51-Jährige zuckt die Achseln und seufzt: „Besonders motiviert bin ich nicht mehr. Jeden Tag muss ich den Schülern ihre Aufgaben ins Heft schreiben. Das ist ein enormer Zeit- und Energieverlust.“

Ein weiterer wichtiger Aspekt des Pilotprojektes ist die Information der Eltern: Sie müssen verstehen, warum es für Kinder von Vorteil ist, in Nationalsprachen unterrichtet zu werden – wenn denn alles reibungslos abläuft. „Es gibt Eltern, die bei der Sensibilisierung gesagt haben, sie hielten es für Unfug, ihre Kinder auf Wolof zu unterrichten“, sagt Mansour Guèye. „Sie meinten, das könnten sie schließlich auch selbst tun“, fügt er lächelnd hinzu.

Ihm liegt die Kombination von Muttersprachenunterricht und Übergang ins Französische sehr am Herzen. Daher verlangt er Taten von seiner Regierung – nicht nur schöne Worte. Trotzdem erlaubt Mansour Guèye weder sich noch seiner Kollegin Resignation: „Es ist so wichtig, dass die Kinder in ihrer Muttersprache lernen. Sie verstehen so viel mehr und kommen inhaltlich schneller voran. In anderen Ländern lernen Kinder auch in ihrer Muttersprache.“

4. Verschiedene Meinungen zum Gebrauch von Nationalsprachen

4.1 „Doomi Golo“: Ein Roman auf Wolof

Ich sitze im Wohnzimmer von Boris Boubabcar Diop. Der 57-jährige ist ein erfolgreicher senegalesischer Schriftsteller, hat bereits mehrere Romane veröffentlicht und tut seine politische Meinung immer wieder per Zeitungsartikel kund. Bis vor zwei Jahren hat er seine Romane auf Französisch verfasst. Sein letzter Roman, „Doomi Golo“ (Die Kinder des Affen), eine Generationengeschichte aus dem Senegal, aber wird auf Wolof erscheinen.

Seine Entscheidung, auf Wolof zu publizieren, hat die Diskussion um den Gebrauch von National- und ehemaligen Kolonialsprachen neues Feuer gegeben. „Viele meiner Kollegen waren empört, finden es idiotisch, dass ich nicht mehr auf Französisch schreibe“, sagt Diop. Doch er hat seine Gründe und verteidigt diese: „Zwanzig Jahre lang hat mir das Schreiben in einer fremden Sprache keinerlei Probleme bereitet“, sagt er. „Ich fand es akzeptabel, hatte nie das Gefühl, mich dabei von meinen afrikanischen Wurzeln zu entfernen. Wahrscheinlich wäre ich bei dieser Einstellung geblieben, wenn ich nicht begonnen hätte, mich mit dem Genozid in Ruanda auseinanderzusetzen.“

Den Ruanda-Krieg hatte er wie die meisten Menschen anfangs ausschließlich am Fernseher, im Radio und in den Zeitungen verfolgt: „Ich schämte mich, wenn ich im Fernsehen die schrecklichen Bilder sah und dachte bei mir, dass diese Menschen eine Horde Wilder seien, die nichts anderes im Sinn hätten, als sich gegenseitig umzubringen“, erinnert sich Diop. Als er 1998 eingeladen wurde, nach Ruanda zu fahren und sich selbst ein Bild über die Situation in dem zentralafrikanischen Land zu machen, zögerte er zunächst: „Ich war misstrauisch, wusste nicht, was da auf mich zukommen würde.“

Letztendlich entschied er sich aber für die Reise: „Und vor Ort verstand ich, dass ich bis zu dem Zeitpunkt eigentlich gar nichts verstanden hatte“, sagt der 57-Jährige heute. Er verstand, dass die Ethnien der Hutu und Tutsi nicht, wie er geglaubt hatte, mehrere Tausend Jahre alt waren, sondern eine Erfindung der Kolonialmächte, um die Bevölkerung – getreu dem Motto: *divide et impera* – in verschiedene Blöcke aufzuteilen: Ende des 19. Jahrhunderts erfanden Wissenschaftler im Geiste der Rassenkunde die „hamitische Hypothese“: Diese sortierte die vielfältig durchmischten afrikanischen Gesellschaften, deren Volksgruppen Sprache, Sitten und Traditionen teilten, in Stämme / Ethnien. In Ruanda beispielsweise wurden die angeblich aus dem Niltal eingewanderten Watutsi, eine hochwüchsige, hellhäutige, blaublütige Herrenrasse den untersetzten, negroiden, servilen, bäuerlichen Bahutu gegenübergestellt. Tutsi wurden von den Kolonialmächten privilegiert, während den Hutu die Rolle der untergeordneten Diener zugeschrieben wurde.

Diop verstand auch, welche kapitale Rolle Frankreich in dem Völkermord spielte: „Hunderttausende von Menschen sind in Ruanda nicht zuletzt deshalb umgekommen, weil Frankreich um keinen Preis eine frankophone Bastion preisgeben wollte, die es durch den angelsächsischen „Feind“ im benachbarten Uganda bedroht sah.“ Empört erinnert er sich an eine Äußerung des damaligen französischen Präsidenten François Mitterrand, der sagte, ein Genozid in Afrika sei nicht so schlimm wie anderswo. Oder an dessen Sohn, der abstritt, dass es sich bei den Geschehnissen in Ruanda um einen Völkermord handelte: Die Schwarzen seien dazu nicht organisiert genug.

Und Diop verstand, dass die Medien das simple Erklärungsmodell des ethnischen Krieges nur allzu bereitwillig übernahmen und weiter popularisierten: Im Fernsehen überwogen grausame Bilder, Zeitungen und Radio schmückten die Ereignisse mit drastischem Vokabular. Dennoch blieb bei Diop das Gefühl, der Genozid sei ein untergeordnetes Ereignis, eines, das nicht wirklich der Rede Wert war: „Was soll man sagen, wenn 800.000 Todesopfer kaum etwas gelten, weil sie Bürger des ohnehin im Desaster absauenden afrikanischen Kontinents sind“, fragte er sich.

Der Entschluss, in seiner eigenen Sprache, dem Wolof, zu schreiben, wurde für ihn zum Selbstschutz: „Ich wollte nicht in der Sprache derer schreiben, die mich verachteten, die auf mir ausspuckten, weil ich Afrikaner bin.“ Gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass der Entscheid, den literarischen Status der einheimischen Sprachen aufzuwerten ein Schritt in die Zukunft ist: „Man wird sich plötzlich bewusst, wie sehr die Dissoziation von Sprache und Kultur eine Nation, eine Person in ihrer Identität und ihrem Selbstgefühl gefährden kann.“ Scharf kritisiert Diop diejenigen Eltern, die ihre Kinder in Schulen schicken, in denen ausschließlich Französisch gesprochen wird, Schulen, in denen der Gebrauch der Muttersprache bestraft wird. „Ich bin mir jedoch bewusst, dass es ein Privileg für mich darstellt, auf Wolof schreiben zu können. Andere afrikanische Sprachen sind bis heute nicht verschriftlicht und daher ungeeignet für die Literatur.“ Bereits seit dem 19. Jahrhundert verfügt das Wolof über eine Schriftform, zunächst eine arabische, dann die lateinische. Der Senegal bemüht sich derzeit, alle einheimischen Sprachen zu kodifizieren; derzeit sind es elf.

Die Frage nach der internationalen Leserschaft – die bei Publikationen in Wolof oder anderen nationalen Sprachen außen vor bleibt – wischt er mit einer Handbewegung weg: „Wer sagt denn, dass ein in Wolof, Fulfulde oder Kiswahili verfasster Roman keine Leser findet? Und selbst wenn dem so wäre: Stendhal oder Balzac hatten zu ihrer Zeit auch nicht gleich uneingeschränkten Erfolg.“ Die Möglichkeit, seine Werke zu übersetzen, fasst er derzeit noch nicht ins Auge: „Ich möchte nicht, dass die beiden Romane, der auf Wolof und der auf Französisch, in Konkurrenz zueinander treten. Dafür ist jetzt noch nicht der Augenblick.“

Dass Afrikas Autoren lange Zeit auf Englisch, Französisch oder Portugiesisch schrieben, kann er durchaus nachvollziehen. Gerade zu Zeiten des Kolonialismus und der Unabhängigkeit schrieben sie für ein doppeltes Publikum. „Ihr Wunsch, sich beim Unterdrücker Gehör zu verschaffen, war mindestens ebenso stark wie das Bedürfnis, zum Wohl ihrer Landsleute beizutragen“, sagt Boris Boubabcar Diop. Der afrikanischen Literatur sei es dabei weniger um individuelle ästhetische Zielsetzungen – *l'art pour l'art* – gegangen als um die dringende Frage nach der Lösung gravierender gesellschaftlicher Probleme. „Die Sprache des Kolonisators war verfügbar, sie wurde weithin verstanden – und die afrikanischen Intellektuellen bezogen aus ihr die Passwörter, mit denen sie sich gegen den gemeinsamen Feind organisierten.“

Er selbst aber trauert der verlorenen Zeit nach, also der, während der er auf Französisch geschrieben hat – obwohl er zugibt, dass diese Phase zweifellos nötig war und zu seinem Lebens- und Erfolgsweg gehört hat. „Die Unmöglichkeit, gewisse Elemente der afrikanischen Realität oder kulturelle Besonderheiten in Worte fassen zu können, lähmt den afrikanischen Autor.

Vielleicht klingen unsere Werke deshalb oft steif und zu ernsthaft, obwohl wir spielerisch und humorvoll sein möchten.“ Er greift zu einem konkreten Beispiel: „Schauen Sie sich doch hier einmal um, in den Straßen von Dakar. Wenn Sie dann französischsprachige Werke senegalesischer Schriftsteller lesen, werden Sie merken, wie fern die Schilderungen in unseren Büchern von all dem sind, was sich dort wirklich abspielt.“

Eine Literatur in einheimischen Sprachen werde zwar wahrscheinlich die Probleme des Kontinents nicht lösen, zumindest aber könnte sie den Prozess der Selbstentfremdung konterkarieren, meint der Schriftsteller. Seine Entscheidung jedoch, auf Wolof zu schreiben, ist für ihn keine ausschließliche und keine endgültige. Er behält es sich vor, die Sprachwahl den Umständen anzupassen: „Ich habe nicht gesagt, dass ich nie wieder oder nicht mehr auf Französisch schreiben werde. Wenn ich etwas veröffentlichen möchte, dass schnell einem breiten Publikum zugänglich gemacht werden muss, werde ich das auf Französisch tun. Und wenn ich Lust habe, (einen Roman) auf Französisch zu schreiben, dann werde ich das auch tun – ich glaube nur, dass ich in nächster Zeit diese Lust nicht haben werde.“ Dennoch ist er der Meinung, dass grammatikalisch korrekt gesprochenes Französisch nicht ausreiche, „den Graben zu überbrücken, der uns von der westlichen Kultur trennt.“

4.2. „A Leap Out Of The Dark“: Ein senegalesischer Roman auf Englisch

„A Leap out of the Dark“ ist vielleicht nicht der erste senegalesische Roman auf Englisch, wie der Klappentext verkündet, mit Sicherheit aber einer der wenigen englischen Werke, die im Senegal und von Senegalesen verfasst und auch veröffentlicht wurden. Der Autor, Gorgui Dieng, ist Professor am Seminar für Anglistik der Université Cheikh Anta Diop (UCAD) in Dakar. Anders als ein übereifriger senegalesischer Journalist in einem Artikel vermerkt hatte, ist die Entscheidung Diengs, auf Englisch und nicht etwa in der Amtssprache seines Landes zu schreiben, nicht etwa eine Kriegserklärung an das Französische: „Ich spreche ziemlich viel Englisch in meinem alltäglichen Leben, da rutscht es mir einfach besser aus der Feder. Darüber hinaus ist es für einen Englischlehrer eine Herausforderung, einen Roman auf Englisch zu schreiben.“ Gleichzeitig meint er, auf diese Weise eine größere Leserschaft erreichen zu können: „Englisch ist nun einmal eine Weltsprache.“

Den Inhalt seines Romans umschreibt er mit „postkoloniale Desillusionierung der afrikanischen leadership und Kampf für wahre Demokratie“.

Die Geschichte spielt in dem imaginären Staat Kensega, die dort gesprochene Sprache aber ist Wolof: „Kensega kann eigentlich jedes afrikanische Land sein“, sagt Dieng. „Letztlich geht es aber natürlich doch um den Senegal.“ Obwohl Dieng sein Buch auf Englisch verfasst hat, kämpft sein Held, Moddu Njie, für die afrikanische Identität und Erziehung der Massen in der Nationalsprache Wolof.

„Die Nachricht meines Buches ist zwar universell, richtete sich aber in erster Linie dennoch an Afro-Amerikaner: Ich möchte sie dazu einladen, durch mein Buch den Sprung aus dem Dunkeln [Titel: *A leap out of the dark*] heraus zu wagen und Afrika besser kennen zu lernen.“ Dieng betont, dass Afrika nicht nur der Kontinent der (Bürger-)Kriege, Hungersnöte und anderer Katastrophen sei. Oftmals würden Europäer, aber auch Afro-Amerikaner Afrika nur aus den Medien kennen, die genau dieses pessimistische Bild Afrikas vermittelten. „Das ist nicht das wahre Afrika! Um das kennen zu lernen, müssen die Leute hierher kommen und sich ihren eigenen Eindruck verschaffen“, sagt er. Zur Illustration seiner Meinung greift er zu einem Beispiel aus seiner Studentenzeit: Ein senegalesischer Freund habe ihm erzählt, dass er während seines Studiums in Portugal von einem portugiesischen Kommilitonen gefragt worden sei, wie er eigentlich aus Afrika nach Portugal gekommen sei. Der Freund habe die Frage als Witz verstanden und eine flapsige Antwort gegeben: Er sei natürlich geschwommen. – Der Fragesteller habe die Antwort gelassen und ohne weitere Nachfrage hingegenommen.

„Verstehen Sie, deshalb muss ich auf Englisch schreiben, um die größtmögliche Leserschaft zu erreichen und die Leute dazu bringen, selbst einmal nach Afrika zu kommen.“ Bisher ist der Roman allerdings nur im Senegal und nur in einer Auflage von 2000 Exemplaren erschienen. Doch Dieng ist optimistisch: Er sucht einen englischsprachigen Verlag im Ausland, der „*A Leap out of the Dark*“ publizieren möchte. Außerdem habe ein Kollege an der Universität vor, sein Werk ins Französische zu übersetzen. Er selbst wolle sich an die Wolof-Übersetzung begeben.

Schon jetzt aber finden sich verschiedene Wolof-Wörter im englischen Text: „*xeesal*“ (sich mit chemischen Produkten die Haut bleichen) oder „*dianke*“ (Senegalesin mit hoher sozialer Stellung, die zu diversen Festlichkeiten eingeladen wird). Diese ins Englische zu übersetzen oder einen Index dieser Wörter ans Ende des Buches zu stellen, habe er für unnötig gehalten, so Dieng: „Ich übersetze diese Wörter absichtlich nicht. Der Leser soll sich schon die Mühe machen, den Sinn selbst herauszufinden. Er kann mich dazu auch gerne anrufen, mir eine E-Mail schicken oder andere Senegalesen fragen. Das fördert den Austausch.“

5. Schluss

Abschließend möchte ich festhalten, dass ich die Initiative des senegalesischen Staates, die Bevölkerung in den Nationalsprachen zu alphabetisieren, für durchaus sinnvoll halte. Dennoch möchte ich gleich ein großes „Aber“ nachschieben, da sie auf Dauer lediglich als erster Schritt gesehen werden kann.

Trotz der zahlreichen Alphabetisierungskampagnen ist der Kontakt der alphabetisierten Menschen zur Außenwelt nicht gewährleistet: Außerhalb des Senegal spricht kaum jemand Wolof oder Serer¹, und auch das Internet wird von anderen Sprachen beherrscht. – Wenn auch nicht außer Acht gelassen werden darf, dass ein Großteil der Menschen im Senegal derzeit noch gar nicht die Möglichkeit hat, mit einem Computer, geschweige denn mit dem Internet zu arbeiten. – Weiteres Manko sind die großen Divergenzen zwischen den einzelnen Initiativen: Kurse von zehn oder gar nur sechs Monaten Dauer sind wenig geeignet, Menschen nachhaltig Lese- und Schreibkompetenzen beizubringen. Zu gering sind ferner die Bemühungen um die Schüler nach Abschluss ihrer Ausbildung: Es muss ein eindeutiger Schwerpunkt auf die Phase der Post-Alphabetisierung gelegt werden. In diesem Sinne sollten sich Regierung und Alphabetisierungsorganisationen dafür engagieren, dass mehr Literatur in Nationalsprachen herausgegeben und der Bevölkerung zur Verfügung gestellt wird.

Das wird jedoch umso schwieriger, je mehr einheimische Sprachen Nationalsprachenstatus bekommen und damit in die Alphabetisierungskampagne integriert werden sollen. Derzeit gibt es elf senegalesische Sprachen, die nach festen Regeln verschriftlicht sind. Der Staat arbeitet daran, nach und nach alle weiteren einheimischen Sprachen zu kodifizieren und damit zu Nationalsprachen zu erheben. Je mehr Sprachen allerdings in der Alphabetisierung gebraucht werden, desto mehr didaktisches Material muss auch gedruckt werden. Ein Punkt, der bereits jetzt – mit nur elf Sprachen – problematisch ist.

Die Wichtigkeit von Büchern aber, z. B. Lehrbüchern für Schüler, gilt nicht zuletzt auch für das Gelingen des Pilotprojektes der Einführung einheimischer Sprachen ins formelle Bildungssystem. Diesen Ansatz halte ich im Übrigen für ausgesprochen vielversprechend: Besonders Kinder, die auf dem Land aufgewachsen sind, werden durch das staatliche Schulsystem mit Französisch als Unterrichtssprache vom ersten Schultag an traumatisiert und in ihrer Entwicklung behindert. In ihrer eigenen Muttersprache hingegen sind sie ebenso

¹ Es muss an dieser Stelle angemerkt werden, dass das nicht für alle afrikanischen Sprachen gilt: Fulfulde etwa wird ebenso wie Kiswahili in verschiedenen Ländern Afrikas verstanden und gesprochen.

gut in der Lage wie beispielsweise deutsche Kinder, sich die Grundkenntnisse in Lesen, Schreiben und Rechnen anzueignen. Nichts spricht dann dagegen, Französisch so früh wie möglich als erste Fremdsprache anzubieten.

Das Argument, afrikanische Länder würden sich isolieren, wenn sie eine einheimische Sprache zur Amtssprache erheben, würde mit dieser Praxis weitgehend hinfällig. Auch in einem Land wie Deutschland ist es die nationale Sprache, die als Amtssprache funktioniert, und dennoch können sich die Menschen aufgrund des Fremdsprachenunterrichts im Ausland verständigen. Doch auch hier gibt es ein Aber: Im Unterschied zum Senegal haben hier alle Kinder die Chance, zur Schule zu gehen.

Abgesehen von den genannten und finanziellen Schwierigkeiten aber – alle Gesetzestexte, Dokumente etc. müssten übersetzt werden –, würde sich wohl auch Frankreich, das über die Francophonie-Organisation enge (wirtschaftliche) Kontakte zu den ehemaligen Kolonien hält, gegen diesen Vorschlag sperren. Ein Wissenschaftler der Universität in Dakar bringt es auf den Punkt: „Der Präsident, der ernsthaft eine Sprachpolitik für die Einführung nationaler Sprachen auf staatlicher Ebene betreiben wollte, würde nicht lange an der Macht bleiben. Den würden die Franzosen ganz schnell aus dem Verkehr ziehen!“ Doch bevor es so weit kommt, müssen sich die Senegalesen auf eine Sprache einigen, die zur Amtssprache erhoben werden soll und deren Integration ins offizielle Leben vorantreiben.

5.1 Danksagung

Ganz vielen Dank an Frau Ute Maria Kilian von der Heinz-Kühn-Stiftung und natürlich an die Stiftung selbst für das Stipendium, das mir so viele interessante Einblicke ermöglicht hat. Vielen Dank auch an alle, die mir im Senegal zu Alphabetisierung Rede und Antwort gestanden haben, mir vieles erklärt und gezeigt, sich Zeit für mich genommen haben. Danke auch an Cornelia Seck, bei der ich einen großen Teil meiner Zeit wohnen durfte sowie an Norbert Gomis, bei dem ich meine ersten Tage im Senegal verbracht habe. Danke an alle, die mir auf andere Art und Weise bei meiner Recherche geholfen oder mir den Aufenthalt im Senegal so angenehm und interessant gemacht haben – sei es durch gute Küche, Gastfreundschaft, einen Tipp, ein unterhaltsames Gespräch in der Nationalsprache Wolof, eine nette Einladung und und und ...!